



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Gottfried Keller. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

So erfreut man in Augsburg über die eigenmächtige Rückkunft des Unteroffiziers war, so durfte man ihn doch, wie die Sache nun einmal lag, nicht ohne weiteres durchschlüpfen lassen. Die Strafe fiel natürlich gnädig aus: er erhielt zweimal 24 Stunden Arrest, den ihm sein Hauptmann wohl so viel wie möglich versüßt haben wird. Letzterer aber mußte, so schwer es ihn auch ankam, die schamlosen Forderungen der Tiroler bei Heller und Pfennig „bereinigen“. Der Rath schenkte ihm auf sein wiederholtes Bitten und Lamentieren ein Douceur von 40 Gulden aus der Stadtkasse, mit der Motivierung, daß die Hinrichtung jenes einen zu den Galeeren begnadigten Verbrechers, den die Augsburger selbst mitgegeben hatten, jedenfalls mehr gekostet haben würde.

Unsere Geschichte ist damit noch nicht ganz zu Ende. Die Münchener hatten inzwischen mehr Geschmack an dem Versand von Galeerensträflingen gewonnen. Am 18. April meldete der Friedberger Landrichter, er habe eben wieder einen zur Ruderbank verurtheilten Maleficanten zugeschickt erhalten und sei beauftragt denselben am nächsten Tage gegen Erlegung der diesmal äußerst geringfügigen Transportkosten auszuliefern. Langenmantel aber wollte unter solchen Bedingungen von dem Geschäfte nichts wissen und verweigerte die Uebernahme des Verbrechers. Darauf versprach die bayerische Regierung in einem Schreiben vom 26. April, in Zukunft die Sträflinge kostenfrei zu liefern, und um den Hauptmann ganz sicher zu ködern, wurde noch hinzugefügt, es seien wirklich dormalen sechs bis sieben Köpfe beisammen, und man habe gute Hoffnung, mit der Zeit auch noch eine größere Anzahl zusammen zu bringen. Als aber dieser Brief nach Augsburg kam, war der leidige Zwischenfall mit der Tiroler Regierung schon eingetreten. Langenmantel hatte genug von der Sache und erklärte kurzweg, er sei entschlossen sich künftighin „dieses Werkes gänzlich zu entschlagen“.

Gottfried Keller.

Von Adolf Stern.

2.

Das zweite größere Werk Gottfried Kellers, welches allein hätte hinreichen sollen, ihn zu einem Liebling der Nation zu machen, war die in erster Gestalt um die Mitte der fünfziger Jahre veröffentlichte Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla“, die bei ihrem zweiten Erscheinen, volle zwanzig Jahre später, Grenzboten IV. 1880.

mit einer Gruppe inzwischen entstandener neuer Novellen bereichert wurde, und die insofern als das Hauptwerk des Dichters zu betrachten ist, als sich in diesen Erzählungen alle seine Eigenthümlichkeiten voll entfalten, alle besonderen Lichter und Zauber seines Talents spielen. Man darf wohl sagen, daß mehr als eine dieser Novellen dauern und immer neues Entzücken gewähren wird, so lange die deutsche Sprache von heute nicht selbst eine tiefgreifende Umwandlung erfährt. Kellers Phantasie Reichthum und Humor, seine Gemüthstiefe und scharfe Menschenkenntniß, der Reichthum seiner Stimmungen wie die reizvolle Wandlungsfähigkeit seiner Darstellungskraft, die für die verschiedenen Stoffe den verschiedensten Ton findet, seine ganze scharf ausgeprägte Eigenart concentriren sich in den „unsterblichen Seldwylern“, wie sie Heyse in einem reizenden Sonett mit Recht genannt hat. In der gesammten deutschen Literatur existirt kaum ein zweites Buch, welches so unbedingt aus den Voraussetzungen und Eindrücken eines begrenzten ureigenen Heimatbodens herausgewachsen wäre und sich doch so hoch in die Region jener Poesie erhöbe, die man sich meist vom Localboden gelöst vorzustellen liebt. Wer den stolzgewachsenen Baum hoch ins Blau ragen sieht und den frischen, würzigen Duft einathmet, den die Luft von ihm daherträgt, der denkt wohl kaum mehr an die Verästelung der Wurzeln tief im Waldboden. Und doch hat es eine Zeit gegeben, in welchem die wunderbar laufenden, tief hinabreichenden, knorrigen Wurzeln des Baums den Blick vieler so an den Boden bannten, daß sie nicht zu sehen vermochten, wie schlank der Stamm emporsprang, wie frei er sich wiegte. Seltsam, räthselhaft ist es gewiß, aber wahr bleibt es nicht minder, daß ein Theil der Leser und Urtheiler sich von dem Prachtbuche „Die Leute von Seldwyla“ spröde und scheu abwandte. Sie vermochten nur den Hintergrund der Schweiz, und zwar der radicalen, gährenden, zu fremdartigen Lebensverhältnissen gediehenen Schweiz, nur die localen Elemente, auch eine gelegentliche Härte und einen übermüthigen Scherz wider das hohe Philisterium aufzufassen. Der Ueberreichthum der Charakteristik im engsten Rahmen eines lustigen, halbverkommenen Schweizerstädtchens, die große Zahl lebendiger, ernster und komischer Menschengestalten, deren Züge der Dichter getreulich erlauscht hat und in deren Seelen er uns bis in die letzten Tiefen, in die geheimsten Falten hinabschauen läßt, entging ihnen ebenso wie die Fülle bewegter, fesselnder Handlung und genialer Erfindung. Nicht leicht konnte ein stärkeres Mißverhältniß zwischen dem Entzücken der Sehenden und Empfänglichen und der Gleichgiltigkeit des größeren Publikums obwalten. Die Vorzüge der Kellerschen Novellen waren eben solche, daß sie nur empfunden und genossen, nicht demonstriert werden konnten.

Wie es immer zu geschehen pflegt, fiel am Ende das Leuchtendste, farbigste Juwel, die Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, zuerst in die geschlossenen

Augen. In dieser Novelle hatte Keller alle Kraft, aber auch alle Zartheit und feine Innigkeit seines Talents entfaltet. Der Stoff, der die nachtwandlerische Sicherheit eines Dichters erforderte, welcher hart am Rande der letzten Lebens-tiefen mit festem Schritt seinen Weg verfolgt, ist so rein in Poesie aufgegangen, die Novelle bringt in ihrer Entwicklung bis zur tragischen Katastrophe eine solche Reihe von Enthüllungen süßer und tiefschmerzlicher Art und ist dabei von einer solchen Wärme und Unmittelbarkeit, daß sie allerdings ihres Gleichen sucht. Indem der Dichter unbeirrt auf die Darstellung einer starken und reinen Leidenschaft losgeht, die, wie eine Blume zwischen Schutt, unter den armseligsten, verkommensten Lebensverhältnissen emporgewachsen ist und deren jugendliche Träger lieber den Tod suchen, als sich vom Elend und von der Verkümmernng des Lebens auseinanderreißen lassen wollen, erfährt er im Vorüberschreiten noch eine Fülle anderen Lebens. Die wunderbaren Situationen, in denen sich die Liebe von Brenchen und Sali aus kindlichem Spiel entfaltet, sich unter dem Leid und den häßlichen Eindrücken armseligster Existenz erhält und vertieft, die rasche Folge wechselnder, hunder Welteindrücke, die ihnen der eine Tag bringt, der ihr Schicksal entscheidet — alles steht in zauberhaftem Licht, mit höchster Deutlichkeit und doch von jenem wunderbaren Schimmer umhaucht vor unseren Augen, der von der Darstellung einer edlen, weltvergessenen Leidenschaft ausstrahlt. Durch die Blätter von „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ zittert der Sonnenstrahl und weht die Luft des einen Sommertages, der den Liebenden gegönnt ist, man meint ihren heißen Athem zu spüren und das Wehen der schwülen Sommernacht, die sie bestrickt; und doch ist das Ganze von unsagbarer Reinheit und seltenem künstlerischen Adel. Wohl endet die Erzählung mit einem schrillen Zerspringen der Saite, die so stark und voll getönt, aber der Dichter zeigt sich darin als echter Tragiker, daß er den leidenschaftlichen Irrthum und die aus dem Leid geborene wilde Glückssehnsucht des jungen Paares, die keine Geduld kennt, zu einer Nothwendigkeit erhebt, welcher die Liebenden nicht entinnen können.

Nur einmal noch hat Keller in den „Leuten von Selbwyla“ die warme leuchtende Darstellung des Lebens und seiner seligsten Momente mit der Schilderung dunkelster Seiten des Daseins und herber Conflictte verbunden, in der Meisternovelle „Dietegen“, deren erste, groteske, grauenhafte Voraussetzungen bald untertauchen in dem Reichthum schöner Züge und einer prächtigen Entwicklung, aus der sich schließlich die Liebe Dietegens und Künigolts über Noth und Tod triumphirend erhebt. Scenen wie jene, wo der gerettete Knabe Dietegen neben seiner kindlichen Retterin ruht, und jene letzte, wo der durch alle Lebenswetter gehärtete Mann die vom Blutgerüst gerettete Liebste auf seinen Armen davonträgt, gelingen in solcher Knappheit und Kürze, in so nachhaltiger Schlichtheit und Stärke des Ausdrucks nur dem echten Dichter.

In den übrigen Novellen der „Leute von Selbwyla“ waltet der Humor vor, und zwar entweder souverän und mit fortreisender Gewalt wie in den Geschichten „Die drei gerechten Kammacher“ und „Kleider machen Leute“ oder als ein Feuer, welches die spröderen, lehrhaft angehauchten Novellen „Frau Regel Amrain“ und „Der Schmied seines Glückes“ in Schmelz und Fluß bringt. Auch bei ihnen müßte jede eingehende Charakteristik die Novelle nacherzählen und würde doch nicht im Stande sein, den Reichthum der äußeren und der psychologischen Einzelzüge und ihr bedeutames Verhältniß zu einander zu vergegenwärtigen. In den beiden letztgenannten Novellen, denen sich nach dieser Richtung hin „Pancraz der Schmoller“, „Das verlorene Lachen“ und „Die mißbrauchten Liebesbriefe“ anschließen, tritt die besondere Neigung Kellers hervor, in seinen Novellen statt eines bedeutenden Lebensmoments ganze Lebensläufe wiederzuspiegeln. Natürlich hat diese Neigung nichts gemein mit der moralisirend biographischen Erzählung, die in den rationalistischen Wochenschriften des vorigen Jahrhunderts herrschte und wohl gelegentlich wieder auftaucht. Vielmehr handelt es sich in den Novellen der „Leute von Selbwyla“ überall entweder um einen eigenartigen Charakter, der nur plastisch und eindrucksvoll werden kann, indem ihn der Dichter durch die verschiedensten Momente seines Lebens hindurch begleitet, oder es gilt einen jener Gegensätze, eines jener eigenthümlichen Verhältnisse des realen Lebens darzustellen, in denen sich Wirrsal und Widerspruch des Weltlaufs offenbaren und die der Mensch aus sich heraus nur unter dem Einflusse guter Gestirne zu besiegen vermag. Darin ist Keller (wie ihn Heysses Sonett nennt) der „Shakespeare der Novelle“, daß er das lebendigste Gefühl für die Totalität der dauernden Zustände wie für die Gewalt des Augenblicks hat, und daß ihm namentlich jene innerlich bedeutenden Momente aufgehen, in welchen der unscheinbarste, anscheinend nichtigste Vorgang entscheidende Wandlungen des Menschen, weitnachwirkende Entschlüsse der Seele hervorruft. Ein Dichter wie dieser ist der Gefahr, stellenweise platt und langweilig zu werden, nie ausgesetzt; der anderen hingegen, welche mit der Darstellung ganzer Lebensläufe verbunden ist: einer gewissen Ungleichheit des Tones und der Hereinnahme prosaisch nüchternen Momente in die poetische Widerspiegelung des Lebens, entrinnt auch er nicht ganz. Indes läßt sich, so weit es sich nicht um ganz vereinzelt Reflexionen und Meinungsäußerungen, um gewisse geradezu störende Episoden handelt, die den Verhältnissen der Schweiz entstammen und mit dichterischen Aufgaben wenigstens da nichts zu thun haben, wo sie stehen (wir erinnern hier nur an die carrikirte Charakteristik des schönselig rationalistischen Theologen im „Verlorenen Lachen“), hervorheben, daß auch unter zwei ästhetischen Gefahren lieber die kleinere gewählt werden muß. Nicht immer spiegelt sich das Verhältniß eines Menschen zur

Welt in einer so wunderbar gedrängten Episode wie die Leidens- und Liebesgeschichte des trefflichen Strapinsky in „Kleider machen Leute“, nicht immer gehen alle Momente eines ganzen Lebens so rein in Poesie, in sinnliche Anschaulichkeit und Wärme auf, wie in der Meisternovelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. Und wenn nur die Wahl bleibt zwischen einer gewissen Ungleichheit des poetischen Vortrags oder der gewaltsam erkünstelten Einrentung auseinanderliegender Begebenheiten und langsam entwickelter Zustände in eine gleichsam erzwungene dramatische Situation, so darf der Dichter die erstere mit allem Recht vorziehen. Hängt doch andererseits das humoristische Behagen, die fröhliche, schalkhafte Wiedergabe gewisser Lebensbeobachtungen, ja die Aussprache der inneren Tüchtigkeit unseres Poeten, zu einem Theile wenigstens, mit dem gerügten Referirten zusammen. Dem Humoristen dürfen die Schranken hier nicht eng gezogen werden; in „Regel Amrain“, in den „Drei gerechten Kammmachern“ und im „Schmied seines Glücks“ beruht ein guter Theil der besten Wirkung auf dem launigen Mitsprechen des Darstellers, auf den charakterisirenden Zügen, die nebenher erzählt werden und die, voll in Scene gesetzt, die Novellen unnöthig verbreitern würden. Die Objectivität des erzählenden Dichters kann hochgehalten und doch der genialen Natur ihr Recht gewahrt bleiben. Und Keller ist so sehr, so ganz Dichter, daß er nie Gefahr läuft die Reflexion und den geistreichen Einfall nach deutscher Unsitte in den Vordergrund zu schieben und mit dem, was allenfals zur schärferen Beleuchtung des poetischen Bildes dienen kann, auch noch einige Vorurtheile in den Köpfen der verehrlichen Leser aufhellen zu wollen. Drängt sich gelegentlich und zufällig ein außerpoetisches Moment in seine Darstellung hinein, so hat er doch nie eine unkünstlerische, außerpoetische Absicht.

Durch und durch originell wie die „Leute von Seldwyla“ in ihrer ganzen Anlage — nicht am wenigsten in der dem Novellencyklus zu Grunde liegenden Doppelcharakteristik der lustig wunderlichen Stadt Seldwyla —, in ihrer mannigfaltigen Erfindung, in dem Reichthum ihrer scharfgezeichneten Gestalten sind, fehlt ihnen natürlich auch ein durchaus eigenthümliches Gepräge der Sprache nicht. Gottfried Keller erweist sich auch darin als Dichter von bleibendem Werthe, daß ein sprachschöpferisches Element in ihm lebendig und treibend ist. Und zwar ist das Verhältniß seiner kräftigen, ausdrucksreichen, fast jede zu Grunde liegende poetische Vorstellung und eigenthümliche Empfindung glücklich deckenden Sprache zu den verschiedenen sprachlichen Richtungen in unserer neuesten Literatur ein höchst beachtenswerthes. Keller schließt sich den großen poetischen Mustern insoweit an, als er auf höchste Klarheit, Reinheit und sinnliche Bestimmtheit des Ausdrucks, auf Plastik des Baus, auf Fluß und Wohlklang des Vortrags Gewicht legt. Dagegen schreckt er nicht davor zurück, bezeich-

nende provinzielle Wendungen in die Schriftsprache einzuführen und für moderne Dinge die Sprache des Tages in Anspruch zu nehmen. In fester, kühner Weise bildet er sich für seine Eigenthümlichkeit die Sprache, und doch erscheint dieselbe weder gegensätzlich zur Sprache unserer classischen Poesie, noch entbehrt sie jener Gedrungenheit und reizvollen Mannigfaltigkeit, die den poetischen Stilisten vom loddrigen Belletristen selbst da noch unterscheidet, wo der Leser stutzt und zweifelt. In dem Roman „Der grüne Heinrich“ ist Kellers Stil minder gereift und vollendet als in den „Leuten von Seldwyla“, es fehlt dort nicht an einzelnen Disparitäten des lebendig leidenschaftlichen Tones, des realistischen Ausdruckes und der doch erstrebten Plastik und Abrundung. Im Novellencyklus hingegen ist ein seltenes Gleichmaß erreicht, nur einzelne Stellen gemahnen daran, daß gerade der wahrhafte Poet um den Ausdruck ringt. Die ganze Darstellungsweise Kellers, frei, naturwüchsig und unmittelbar wie sie ist, löst nicht den Zusammenhang mit der inneren Durchbildung und der Anmuth des sprachlichen Vortrags, die in besseren Tagen unserer Literatur Gesetz war. Die Originalität und Lebensfrische des Ausdrucks ist bis zu einer gelegentlichen burlesken Wendung die Originalität und Frische des Lebensgehaltes, der poetischen Natur Kellers, sie hat nicht nöthig mit aller Kunst und dem eigensten Wesen unserer Sprache zu brechen und an die Stelle des edlen Deutsch einen schauerlichen Feuilletonistenjargon zu setzen, der dann freilich auch originell heißt. Wenn einzelne Kritiker geltend gemacht haben, daß Keller mit der Aufnahme heimischer Localer Worte und Wortwendungen zu rücksichtslos verfare, so ist damit an die Frage gerührt, wie weit sich die gesunde Aneignungsfähigkeit unserer Schriftsprache erstreckt. Wir glauben, daß dieselbe sehr weit, jedenfalls so weit reicht, daß der einem echten Leben entquollene, sinnvolle und schlagend bildliche Ausdruck, wie er sich in den „Leuten von Seldwyla“ findet, vollauf in ihr Raum hat.

Dr. Hasse und die Gymnasien.

Ein Beitrag zur Ueberbürdungsfrage.

Seit Lorinser im Jahre 1836 in seinem Aufsatze „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen“ (Med. Zeitung 1836. Neuer Abdruck 1861) auf die Mängel der Schule in physischer Beziehung hingewiesen, hat die neue Wissenschaft der Schul-Hygiene viele um das Wohl der heranwachsenden Jugend ernst-